

„Sorgenetze knüpfen“

*Predigt von Bischöfin Dr. Beate Hofmann beim Johanniter-Tag am 17.6.2023 in Niederweisel
(Predigttext Gal 6,2).*

Liebe Johanniter-Gemeinde!

Vielleicht haben Sie sich eben bei der Lesung etwas gewundert: Ein Text aus der Passionsgeschichte mitten in der Trinitatiszeit? Doch der Text ist mit Bedacht gewählt. Er gibt ein gutes Beispiel für das, worüber ich in dieser Predigt sprechen soll. Denn im Vorgespräch zu diesem Gottesdienst wurde ich ermutigt, über Sorgenetze zu predigen.

Die kurze Szene unter dem Kreuz erzählt von der Knüpfung eines solchen Sorgenetzes. Jesus sorgt vor seinem Tod dafür, dass die Menschen, die ihm besonders nahe sind, sich umeinander kümmern. Er gibt seiner Mutter einen neuen Sohn und dem besten Freund eine Mutter. „Und von der Stunde an nahm sie der Jünger zu sich.“ heißt es abschließend im Johannesevangelium. Diese Anbahnung einer Sorgebeziehung scheint also gelungen zu sein, das Sorgenetz hält.

Der Begriff des Sorgenetzes mag in Ihren Ohren fremd klingen. Sorge, englisch care, verbinden viele mit sich Sorgen machen, weniger als gutes füreinander da sein. Warum dieser Begriff? Er markiert einen Akzent in der Qualität der Sorge- oder Hilfsbeziehung.

Blickt man in die Regel Ihres Ordens, findet man dort immer wieder die Idee des Dienstes und der Hilfe für den Nächsten oder für die Schwachen. Die Interpretation der Ordensregel, die mir zugänglich war, betont, dass der Johanniter auch heute unserem Herrn Jesus Christus dienen will und der Dienst am Nächsten vom Evangelium aus geschehen soll. Das verbindet Sie mit anderen Organisationen innerhalb der Diakonie, die alle von dem Auftrag aus agieren, das Evangelium von Jesus Christus in Wort und Tat zu verkündigen.

Wie dienen wir Christus heute angemessen? Wie sieht evangeliumsgemäße Hilfe heute aus? Das ist eine Frage, die mich als Bischöfin und Diakoniewissenschaftlerin immer wieder umtreibt. Der Apostel Paulus hatte darauf eine klare Antwort:

Im Galaterbrief schreibt er: Einer trage des anderen Last, so werdet ihr das Gesetz Christi erfüllen.

Hier wird das Sorgenetz als Lastenteilung beschrieben. Zentral ist die Gegenseitigkeit der Hilfe, die sich auch im Sorgenetz unter dem Kreuz zeigt. Maria und Johannes werden sich

umeinander kümmern, sie werden ihren Schmerz um den Abschied von Jesus teilen, sie werden sich gemeinsam an ihn erinnern. Dadurch werden sie weniger einsam sein, dadurch werden sie auch daran gehindert, sich zu isolieren und zurückzuziehen in die eigene Trauer. Diese gegenseitige Sorgebeziehung ist aber nicht nur eine seelisch-geistliche Angelegenheit, sondern sie hat auch eine ganz handfeste materielle Seite. Kinder waren in der damaligen Gesellschaft die Rentenversicherung der Alten. Stirbt der Sohn vor der Mutter, ist diese unversorgt. Dieses Problem löst Jesus, bevor er geht.

Er sagt aber nicht einfach: Johannes, kümmer dich um meine Mutter. Indem er die beiden einander als Sohn und Mutter zuweist, stiftet er auch eine emotionale Beziehung und eine Beziehung des gegenseitigen Gebens und Nehmens.

Genau diese Gegenseitigkeit ist entscheidend. Seit Jahrhunderten gestalten wir Hilfebeziehungen so, dass Starke sich um Schwache kümmern. Die, die Hilfe brauchen, fühlen sich dadurch oft noch schwächer und abhängig. Viele Menschen streben daher danach, wenn sie krank oder pflegebedürftig werden, so schnell wie möglich wieder unabhängig oder so lang wie möglich noch autonom und selbstbestimmt zu leben und nicht von anderen abhängig zu sein. Abhängigkeit gilt als Schwäche.

Doch das biblische Menschenbild ist eigentlich ein anderes: Es unterstreicht, dass jeder Mensch Hilfe braucht und Hilfe geben kann. Und das gilt nicht nur über die Biografie verteilt, dass ich als kleines Kind oder alter Mensch auf Hilfe angewiesen bin und als junger oder erwachsener Mensch dann umgekehrt Hilfe gebe. Auch in Situationen, in denen ich selbst Hilfe brauche, kann ich gleichzeitig Hilfe geben.

1998 hat die Diakonie Deutschland das in ihrem Leitbild formuliert: „Als Gebende sind wir auch Empfangende. Als Helfer sind wir zugleich Hilfsbedürftige. Im gegenseitigen Geben und Nehmen erleben wir Gemeinschaft und entdecken, dass Glaube und Persönlichkeit wachsen. Wir verstehen helfende Beziehungen umfassend als Für-, Vor- und Nachsorge.“

In meiner eigenen Familie habe ich das eindrücklich erlebt. Meine Großmutter hat mit Mitte 20, nach der Geburt von zwei ihrer 4 Kinder, die Diagnose Multiple Sklerose erhalten. Die Krankheit führte dazu, dass sie nur schwer laufen konnte und einen sehr eingeschränkten Bewegungsradius hatte. Gleichzeitig hatte sie sehr viel Glück, weil die Krankheit bei ihr irgendwann weitgehend zum Stillstand kam, so dass sie bis ins hohe Alter sich in ihrer Wohnung von Möbelstück zu Möbelstück hangeln und bewegen konnte. Meine Großmutter brauchte über 50 Jahre lang in ihrem Leben Unterstützung, durch ihre Kinder, durch Geschwister, Nachbarn, manchmal auch von professioneller Seite. Und weil sie das wusste, konnte sie auch um Hilfe bitten, ohne sich zu schämen. Hilfe zu suchen und anzunehmen war eine Grunddimension ihres Lebens.

Zugleich war meine Großmutter eine Spinne im Netz. Über ihre große Familie (6 Geschwister) und die kirchliche Organisation, in der mein Großvater bis zu seinem Tod 1945 gearbeitet hatte, hatte sie ein weitgefächertes Netz von Kontakten. Wann immer ich bei meiner Großmutter zu Besuch war, kamen Bekannte zu Besuch oder klingelte das Telefon, weil jemand einen Rat brauchte. Meine Großmutter hatte eine große Gabe: Sie konnte sehr gut zuhören. Und das schätzten und suchten die Menschen bei ihr. Sie war eine großartige

Kümmererin und sie konnte auch für andere Sorgenetze spannen, obwohl sie kaum das Haus verließ.

Bei meiner Großmutter habe ich gelernt: Menschen, die Hilfe brauchen, können auch Hilfe geben. Die Gegenseitigkeit von Hilfe geben und Hilfe nehmen, von (Für-)Sorge brauchen und sich um andere sorgen können, das hat sie vorgelebt. Und sie konnte sehr halsstarrig und bockig werden, wenn über ihren Kopf hinweg irgendetwas entschieden oder angeordnet wurde. Sie wollte beteiligt werden und sie wollte und konnte bis ins hohe Alter selbst Verantwortung für sich und ihre Familie übernehmen, trotz ihrer Behinderung.

Warum erzähle ich Ihnen das? Weil ich an meiner Großmutter etwas gelernt habe, was schon Paulus im Sinn hatte und was wir in unserer Gesellschaft dringend beachten müssen, wenn wir zukunftsfähige Sorgenetze knüpfen und halten wollen. Wir müssen über Beteiligungsmöglichkeiten nachdenken und immer auch nach Sorgepotenzialen, nicht nur nach Sorgebedarfen fragen.

Jede und jeder kann geben und nehmen, kann Lasten tragen und nicht nur anderen zur Last fallen. Paulus fordert uns hier wie Jesus auf, nicht nur den Hilfsbedürftigen oder Schwachen im anderen zu sehen, sondern auch den von Gott mit Gaben beschenkten Menschen.

Unser Wohlfahrtssystem, in dem auch die Johanniter eine wichtige Säule sind, lebt bisher davon, dass wir Bedarfe definieren und im Sozialgesetz dafür Leistungen definieren, die dann, wenn der Bedarf eintritt, professionell geleistet werden. Damit wird aus der Hilfe ein Recht und eine Dienstleistung, auf die ich durch die Sozialversicherungen einen Anspruch habe. Das ist ein großer Fortschritt gegenüber zufälliger Hilfe auf der Basis von Barmherzigkeit und Wohltätigkeit. Doch dieses System kommt gerade an seine Grenzen. Der demografische Wandel und die Personalknappheit führen schon jetzt dazu, dass wir in der Altenpflege kurz vor einem Kollaps des Systems stehen.

Mit dem bisherigen Denken werden wir nur noch einen Bruchteil der Pflegebedürftigen versorgen können, vor allem die, die sich finanziell teure Pflege oder Hilfskräfte aus anderen Ländern leisten können, die wiederum dort Lücken im Sorgenetz reißen.

Die Idee der Sorgenetze oder „Caring Communities“, der sorgenden Gemeinschaften, geht da einen anderen Weg. Sie bringt Sorgebedarfe und Sorgepotenziale zusammen und knüpft daraus ein Netz. In diesem Netz finden sich Familie, Nachbarschaft, Ehrenamt, professionelle Unterstützung und auch technologische Assistenz. Beispiele aus den Niederlanden und in Modellprojekten bei uns zeigen, dass das funktionieren kann.

Für christliche Gemeinden, für diakonische Organisationen wie auch für den Johanniterorden und das Selbstverständnis der Johanniter stecken darin Herausforderungen: Die eine ist die beschriebene Herausforderung, den Nächsten nicht nur in seiner Hilfsbedürftigkeit zu sehen, sondern immer auch in seiner Hilfsfähigkeit.

Und die andere: Sorgenetze, die tatsächlich unserer Gesellschaft wirksam helfen und dienen, werden wir nicht in Konkurrenz und nicht allein knüpfen können. Sorgenetze brauchen die Bereitschaft zur Kooperation und die Fähigkeit, die eigenen Gaben einzubringen zum Wohl der Gemeinschaft. Und die Gemeinschaft meint hier nicht nur die Ordensgemeinschaft,

sondern den Sozialraum, das Miteinander der Menschen in einer Region. Dieses Miteinander ist ein Miteinander von Menschen unterschiedlicher Weltanschauungen und unterschiedlicher Gesinnungen. Sie eint der Wunsch, gut füreinander zu sorgen.

Dieses Anliegen teilen wir als Christinnen und Christen, weil es uns als Grundgebot Christi mitgegeben ist. Und weil es ein Weg ist, wie Gott für uns sorgt. „All eure Sorge werft auf ihn, denn er sorgt für euch“, ermuntert uns der 1. Petr 5,7. Gott sorgt für uns, in dem er uns in eine Gemeinschaft stellt, in der Menschen füreinander sorgen. Jesus realisiert das, in dem er für ihm nahestehende Menschen sorgt, auch noch kurz vor seinem Tod.

Vielleicht erleben Sie die Ordensgemeinschaft als ein solches Sorgenetz der gegenseitigen Fürsorge. Aber inwieweit knüpfen wir solche Netze über Gemeinschaften und Gemeinden hinaus?

Die Frage, die dieser Text heute an uns stellt, ist: ist das Sorgenetz ein Netz, das nur für Menschen innerhalb der christlichen Gemeinschaft gilt? Ist das „einander“ ein exklusives „Einander“ oder inklusiv gemeint? Knüpfen wir dieses Netz weiter, weil wir in die Welt gesandt sind, nicht nur in die eigene Gemeinschaft? Die Geschichte des Christentums zeigt das Oszillieren zwischen starken Gemeinschaften des Zusammenhalts und ausgestreckten Armen, die weit über diese Gemeinschaften hinaus reichen und dem Weg Christi in die Welt folgen.

Für mich ist die Stärke und die Herausforderung, vor der wir als Kirche und Diakonie heute in unserer Gesellschaft stehen, solche Sorgenetze zu knüpfen und damit Menschen die Gnade und Liebe Gottes erfahren zu lassen, auch die, die noch nichts von Gottes Liebe gehört haben oder bisher nichts von ihr wissen wollten. Ich wünsche mir, dass die Johanniter in diesen Netzen ein starker Knoten sind und wir so miteinander realisieren, wovon Paulus spricht: Einer trage des anderen Last, so werdet ihr das Gesetz Christi erfüllen. Amen.